



Michael K. Iwoleit & Michael Haitel (Hrsg.)

# NOVA

SCIENCE-FICTION 30

DAS JUBILÄUM. Mit Storys von Kruschel, Pukallus, Stöbe,  
Müller, Turtschi, Welling, Sieber, Schmidt, Post – und der  
**Klassiker von Jack Vance**

p.machinery

Michael K. Iwoleit & Michael Haitel (Hrsg.)  
NOVA Science-Fiction  
Ausgabe 30



NOVA ist ein Projekt des World Culture Hub:  
[www.worldculturehub.org](http://www.worldculturehub.org)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-  
ten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© dieser Ausgabe: März 2021  
*p.machinery* Michael Haitel

Titelbild & Innentitel: Helmut Wenske  
Illustrationen: Gerd Frey, Christian Günther, Nummer 85, Victoria  
Sack, Christine Schlicht, Michael Wittmann  
Layout & Umschlaggestaltung: global:epropaganda  
Redaktion Storys: Michael K. Iwoleit, [mkiwoleit@nova-sf.de](mailto:mkiwoleit@nova-sf.de)  
Redaktion Sekundär: Thomas A. Sieber, [thomas.a.sieber@gmail.com](mailto:thomas.a.sieber@gmail.com)  
Lektorat: Michael K. Iwoleit, [mkiwoleit@nova-sf.de](mailto:mkiwoleit@nova-sf.de)  
Korrektorat: Dirk Alt, Michael Haitel  
Herstellung: Schaltungsdiest Lange oHG, Berlin

Verlag: *p.machinery* Michael Haitel  
Norderweg 31, 25887 Winnert  
[www.pmachinery.de](http://www.pmachinery.de)  
[www.nova-sf.de](http://www.nova-sf.de)  
[www.facebook.com/novamagazin](http://www.facebook.com/novamagazin)  
[www.twitter.com/novamagazin](http://www.twitter.com/novamagazin)

ISSN: 1864 2829 | ISBN: 978 3 95765 233 1

Dirk Alt

# 18 Jahre Nova – 18 Jahre Weltgeschichte

Sind 18 Jahre ein langer Zeitraum? Ein Achtzehnjähriger wird diese Frage wahrscheinlich bejahen, ein Achtzigjähriger wahrscheinlich abwinken. Für ein unabhängiges, in wechselnden Verlagen erschienenes Literaturmagazin sind 18 Jahre des Bestehens mit Sicherheit ein langer Zeitraum, insbesondere dann, wenn die Macher im Schnitt halbjährlich eine neue Ausgabe vorlegten. Für die Welt, zumal den Nahen Osten und Nordafrika, waren diese 18 Jahre ein – euphemistisch gesprochen – ereignisreicher Zeitraum; die Auswirkungen waren auch auf dem überwiegend noch festen Grund der westlichen Wohlstandsinseln spürbar, Deutschland eingeschlossen, wo die seit 2005 andauernde Kanzlerschaft Angela Merkels als Zeichen einer nur scheinbaren Stabilität gelten muss.

*Nova* wurde im Jahr 2002 und damit kurz nach einem Epochewchsel geboren, den ein weltweit vernehmbarer Paukenschlag begleitete. Er setzte jener zukunftsoptimistischen Ära ein Ende, in der der Westen, im vollen Bewusstsein seiner militärischen und ökonomischen Kraft, vom Sieg über den Ostblock-Kommunismus zehrend, von einem »Ende der Geschichte« (Francis Fukuyama, 1992) träumen konnte, d. h. von der weltweit zwangsläufigen, quasi-selbsttätigen Durchsetzung des demokratischen Liberalismus eigener Prägung. Wie üblich haben die Skeptiker, die Fukuyamas eschatologische Annahme damals verspotteten, auch in diesem Fall recht behalten: Man denke nur an die Ergebnisse des sogenannten »Arabischen Frühlings« (2010 f.), die überwiegend keine demokratischen, sondern islamistische Kräfte stärkten. Schwerer wiegt jedoch, dass der Westen selbst in den vergangenen 18 Jahren seine Ideen und Ideale verbraucht zu haben scheint: Mir fällt hierfür ad hoc kein besseres popkulturelles Indiz ein als die gebrochenen und neurotischen Figuren, die heute das einst bonbonfarbene und honigsüße, inzwischen düster-verschattete Star-Trek-Universum bevölkern.

Die erste *Nova*-Ausgabe kam im Dezember 2002 auf den Markt. Im gleichen Monat erklärte die US-Regierung die von irakischen Behörden gemachten Angaben über die chemischen und biologischen Kampfstoffe des Landes für unzureichend. Der Irak-Krieg, für den die USA im UN-Sicherheitsrat um Zustimmung warben, warf seine Schatten voraus. Das gesamte Jahr hatte im Zeichen des von der Regierung George W. Bush ausgerufenen »War on Terror« gestanden. Indes hatte die breite Solidarität und Unterstützung, die den als Reaktion auf die Terroranschläge vom 11. September 2001 geführten Angriffskrieg gegen das Taliban-Regime in Afghanistan getragen hatten, mit der Kontroverse um das völkerrechtswidrige Gefangenenzlager Guantanamo auf Kuba zu schwinden begonnen. Bush sprach bereits im Januar 2002 von einer »Achse des Bösen«, zu der er Nordkorea, den Iran und den Irak zählte und mit der er potentielle Angriffsziele markierte. Spätestens in der zweiten Jahreshälfte verstetigte sich der Eindruck, dass er und die Falken um seinen Verteidigungsminister Donald Rumsfeld den patriotischen Rückenwind im eigenen Land für eine geopolitische Neuordnung des Nahen Ostens nutzen wollen, wobei das Ansehen und die Glaubwürdigkeit seiner Regierung irreparabel unter der Tatsache litten, dass es nicht gelang, eine plausible Verbindung zu den Terroranschlägen durch al-Qaida zu konstruieren. Höhepunkt des kriegstreiberischen Theaters, das dem Irak-Krieg vorausging, war der Auftritt Colin Powells vor dem UN-Sicherheitsrat im Februar 2003, bei dem der US-Außenminister vermeintliche, d. h. geheimdienstlich fingierte Beweise für Massenvernichtungswaffen vorlegte, die der Irak in Wirklichkeit gar nicht besaß. So durchsichtig der Vorwand eines Präventivkrieges auch war – »Excuse me, I am not convinced!«, hielt der deutsche Außenminister Joschka Fischer Donald Rumsfeld auf der Münchner Sicherheitskonferenz entgegen –, den Völkern des Irak blieb die US-amerikanische Invasion nicht erspart: Sie begann am 20. März 2003 und mündete, wie zuvor der Afghanistan-Feldzug, in einen bis heute andauernden Bürgerkrieg, der über eine Million Iraker das Leben kostete. Es besteht kein Zweifel, dass Bushs nächster Schlag dem Iran gegolten hätte: Aber da waren die Kräfte schon verpulvert.

Daraus, dass sie sich bis heute nicht regeneriert haben, lässt sich ersehen, in welchem Umfang das Erbe der Regierung Bush auf unserer Gegenwart lastet. Selbst das symbolisch aufgeladene Lager Guantanamo, das Bushs wortgewaltiger Nachfolger Barack Obama aufzulösen versprach, besteht bis heute fort. So mutet es fast iro-

nisch an, dass niemand mehr von dem Kriegsverbrecher Bush, von dessen imperialistischen Begehrlichkeiten und dessen fataler Hybrid spricht – wohingegen der durch einen Verzicht auf »Militärinterventionen« und eine ganze Reihe Friedensinitiativen in Erscheinung getretene Donald Trump in den westlichen Mainstreammedien permanent gescholten, geschmäht und dämonisiert wird. Dabei erfüllt Trump letztlich die Funktion eines Sündenbocks für Zerfallsprozesse, die er weder verantwortet hat noch aufzuhalten vermag.

Aus der deutschen Perspektive betrachtet, mögen diese Prozesse weniger dramatisch anmuten als aus der US-amerikanischen. Da wir seit Jahrzehnten eine komfortable Beobachterrolle gewohnt sind, fühlen wir uns einstweilig wenig davon betroffen, dass an die Stelle der US-Hegemonie nun wieder die Konkurrenz verschiedener Großmächte getreten ist, dass man mit dem wiedererstarkten Russland, vor allem aber mit der aufstrebenden Volksrepublik China und deren Menschenreservoir von 1,4 Milliarden zu rechnen hat. Doch sollten wir uns nicht darüber täuschen, dass unser Schicksal mit dem der westlichen Staatengemeinschaft verknüpft ist und in einem vielleicht schon entscheidenden Maße nicht mehr durch nationale Regierungen, sondern durch demokratisch nicht oder nur unzulänglich legitimierte supranationale Organisationen bestimmt wird.

Für uns gilt, was für den gesamten Westen gilt: Hier ist eine chronische Unruhe eingekehrt, es haben sich eine Abstiegsgewissheit und eine an Paranoia grenzende Angst eingenistet, die fortwährend nach Schuldigen suchen. Die Maßstäbe haben sich verschoben: Ein postmoderner Relativismus verwischt die Grenzen zwischen Wahrheit und Lüge und lässt die Orientierung schwinden. Die einst selbstbewussten, sich ihrer Freiheitlichkeit rühmenden Gesellschaften haben zu mutieren begonnen. Dort, wo der Oppositionelle als Staatsfeind und die abweichende Meinung als Verletzung höherer Moral begriffen wird, sind sie nur noch ein Zerrbild ihrer selbst. Im Klima des Ausnahmezustandes, in der sozial-ethnisch-kulturellen Fragmentierung, in der Unversöhnlichkeit der Gegensätze gewinnt, am deutlichsten in den USA, denen wir gewohnheitsmäßig nacheifern, die Bürgerkriegsgesellschaft Kontur. Zwar lässt sich die Gegenwart bis zu einem gewissen Grad schöpfen (»Diversität« lautet die modische Phrase); auch mangelt es nicht an berufsoptimistischen Trend- und Zukunftsforchern wie Matthias Horx, die suggerieren, dass mit dem richtigen »Mind Set«

auch die größte Krise zu bewältigen sei. Doch erinnert die Dogmatik und Zwanghaftigkeit, mit der »gesellschaftlicher Fortschritt« nunmehr verordnet und jedweder Debatte entzogen wird, zunehmend an jene Gesellschaften, vor deren Negativfolie der Westen einmal seine inzwischen erloschene Strahlkraft entfaltete.

Wie tief diese Veränderungen ins individuelle Bewusstsein einsinken, ist letztlich nicht nur eine Frage der politischen Wachheit, sondern auch der mentalen Sensibilität. Schriftsteller, sagt man, beobachten ihre Umgebung mit besonderer Aufmerksamkeit. Wenn zutrifft, was Michael Iwoleit mehrfach postulierte, dass nämlich Science-Fiction-Autoren von Natur aus Pessimisten seien, so darf man annehmen, dass sie heute bessere – im Sinne von: inspirierendere – Arbeitsbedingungen vorfinden als 2002. Eine sanfte Strömung und die angenehme Temperierung der Gewässer, in denen wir treiben, machen uns träge. Kommt Bewegung hinein, beginnen wir zu strampeln: Die Fragen nach Ziel, Zweck und Mittel stellen sich dann mit Nachdruck. »Zu fragen bin ich da, nicht zu antworten«, lautet ein dem norwegischen Dramatiker Henrik Ibsen zugeschriebener Ausspruch, den sich wohl die meisten Schriftsteller der Science-Fiction zu eigen machen können und der in den Umbruchszeiten, in die wir eingetreten sind, auch als Auftrag zu verstehen ist, die richtigen, d. h. die relevanten Fragen zu stellen. Bei der Gelegenheit: Das sind meistens die, mit denen man sich unbeliebt macht.